Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 132. **Dienstag** den 15. März 1898. **92. Jahrgang.**

Reclameanträge.

G. **Paris**, 13. März.

In ein paar Monaten finden die Neuwahlen statt, in wenigen Wochen schon geht die jetzige Kammer auseinander. Man sollte meinen, sie nützte die kurze Zeit, die ihr noch bleibt, fieberhaft aus, um wenigstens den größten Theil dessen zu erledigen, was noch auf dem Programme steht. Aber nein: Eile mit Weile. Das Budget, wohlgemerkt das Budget für 1898, nicht etwa das des kommenden Jahres, wird erst in diesen Tagen zu Ende berathen und geht dann noch erst an den Senat. Aber was kümmert die Abgeordneten auch das Budget als solches! Man hat nun fast drei Monate schon mit dem alten gewirthschaftet, so wird es wohl auch noch weiter so gehen. Augenblicklich hat man an weit Wichtigeres zu denken, augenblicklich heißt es Reclame für sich selbst machen. Jedesmal, wenn eine Gesetzgebungsperiode abläuft, wiederholt sich das Schauspiel, jedesmal werden den Wählern einige wundervolle Gesetzesvorschläge als Köder hingeworfen, und der gute dumme Steuerzahler beißt auch fast immer an. Wir möchten wenigstens auf einige dieser Leckerbissen aufmerksam machen, mit denen das Volk diesmal gekapert werden soll.

Zunächst wird natürlich auf den Chauvinismus speculirt. Die Wogen der vaterländischen Begeisterung gehen ja jetzt gerade besonders hoch. Die Franzosen sind lauter Engel; geht etwas schief im Staate, so sind die Fremden daran Schuld. Ist der Fremde reich, so wirft ihn hinaus, denn er erregt den Neid der Bevölkerung, und außerdem weiß man ja nie, zu welchen Umtrieben er sein Geld verwenden kann: siehe das Dreyfus-Syndicat. Ist er dagegen arm, so muß man ihn erst recht ausweisen, denn es giebt gerade genug Vagabunden in Frankreich. Ist er fleißig, so ist er ein gefährlicher Concurrent für die Einheimischen; ist er faul, so wirkt er demoralisirend auf diese. Ist er nüchtern, so ist er verdächtig; ist er ein Trunkenbold, so wäre es geradezu gefährlich, ihn im Lande zu behalten. Also raus mit den Fremden! Da man gerade nichts Besseres wußte, hat man u. A. einen Antrag auf Erhöhung der Fremdensteuer eingebracht. Der Antrag ist durchgefallen, aber man hat wenigstens seinen guten Willen gezeigt. Bald werden andere kommen. „Wenn diese Wehrufe über die Ausländer aufrichtig wären," schreibt mit Recht Cornély im „Figaro", „was müßte man von der Einsicht dieses Volkes halten, das mit einem Aufwande von Millionen eine Weltausstellung für das Ende des Jahrhunderts vorbereitet und die zwei Jahre, die es noch davon trennen, damit zubringt, die Ausländer vom Kommen abzuschrecken?"

Ein zweiter Antrag bezog sich auf eine gewaltige neue Steuerbelastung der Riesengeschäftshäuser. Daß diese mit ihren vorzüglichen Einrichtungen vielen Geschäftstreibenden ein Dorn im Auge und daß sie vielen kleineren Betrieben auch wirklich gefährlich sind, ist gewiß. Aber was auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung zur Bekämpfung dieser Gefahr gethan werden konnte, schien durch die Neuordnung der Patentsteuer vom 28. April 1893 wirklich gethan. Diese traf nämlich ausschließlich die großen Betriebe. Während bisher der Arbeitgeber für jeden seiner Angestellten eine bestimmte gleiche Steuersumme zu zahlen gehabt hatte, war eine Progression von hundert zu hundert Angestellten eingeführt worden, das heißt, vom ersten Hundert Angestellter — Commis, Cassirer ꝛc. — mußten für jeden einzelnen 25, vom zweiten für jeden 35 Franken Steuer bezahlt werden und so fort, mithin z. B. für den 2000sten 215, für den 3000sten 315 Franken. Die Gesammtsumme der Patentsteuer des Bon Marché stieg dadurch mit einem Schlage von nicht viel über hunderttausend auf über eine Million Franken. Man sollte meinen, das hätte genügt. Allein der Deputirte Georges Berry und seine Freunde waren damit immer noch nicht zufrieden, sie haben vor ein paar Tagen einen Antrag eingebracht, durch den, besonders infolge der Einbeziehung der Kutscher, Austräger, Packer u. s. w. in die Zahl der Angestellten, die Patentsteuer für die Pariser Häuser um 137, bis 224, für die großen Magazine der Provinz sogar um 224, bis 439 Proc. erhöht wird. Dem Bon Marché, der gegenwärtig 4800 Leute beschäftigt, wird so fein 4801. Angestellter 505 Franken oder etwa ein Sechstel seines Verdienstes kosten; im Ganzen wird er jährlich die Kleinigkeit von 2 Millionen 200 000 Franken für sein Patent bezahlen müssen. Daß das an Raub grenzt, liegt auf der Hand. Aber der Antrag ist, trotz der energischen Einsprüche des Finanzministers, angenommen worden. Todtzumachen ist dadurch ein Geschäft wie der Bon Marché nicht. Aber vielleicht wird er einige Hundert Leute entlassen, die sich dann bei Herrn Berry bedanken können. Oder aber — und das wäre beinahe noch bedauerlicher — er wird vielleicht seine großartigen Wohlfahrtseinrichtungen, Sparcasse, Antheil der älteren Angestellten am Gewinn, Krankencasse, Altersversorgung, Heirathsunterstützung ꝛc., aufgeben oder wenigstens einschränken. Seine Concurrenzfähigkeit wird sich jedenfalls nicht vermindern, allein das werden die anderthalb Millionen kleinen Handeltreibenden natürlich nicht einsehen. Und um deren augenblicklichen Beifall war es den Antragstellern ja nur zu thun.

Die Radfahrer sind zwar längst nicht so zahlreich wie die Kaufleute, immerhin sind 300 000 Wähler nicht zu verachten. Auch für sie ist gesorgt worden. Ihre Vereine sind von der Clubsteuer ausgenommen und die Taxe für jedes Rad von zehn Franken auf sechs ermäßigt worden. Wehe den 254 Abgeordneten, die gegen diese beiden Anträge gestimmt haben, die forschen Radler werden es ihnen in den Wahlversammlungen schon heimzahlen.

Der Haupttrumpf aber ist bis jetzt die am vorigen Mittwoch von zweihundert Abgeordneten gefaßte Resolution für die Einführung der zweijährigen Dienstzeit gewesen. Auch das ist so ein altes Requisitenstück, das regelmäßig vor den Neuwahlen wieder hervorgeholt wird. Die zwei Hundert haben übrigens selbst indirect zugestanden, daß es sich nur um ein Wahlmanöver handelte, denn in ihrer Aufforderung an die Regierung, einen hierauf bezüglichen Gesetzentwurf vorzubereiten, heißt es, daß die Frage „natürlich nicht von der gegenwärtigen Kammer gelöst werden könnte". Auch sonst brachte die Versammlung manches Amüsante zu Tage. So zum Beispiel, daß der Socialist Millerand, der vorgeschlagen hatte, die Dienstzeit für Diejenigen auf ein Jahr zu verkürzen, die nach diesem Jahre ein militairisches Examen bestünden, von einem politischen Gegner auf das Princip der Gleichheit hingewiesen werden mußte. Nein, gleiche Dienstzeit für Alle, für den dümmsten Bauerntölpel wie für den begabtesten jungen Gelehrten, das schmeichelt der großen Masse. Ernst ist es den Herren damit natürlich nicht, sie würden von ihren eigenen Söhnen und Neffen übel empfangen werden, wenn sie ihnen ein solches Geschenk nach Hause brächten.

Das ist ja eben das Köstlichste bei der Sache. Die meisten dieser Reclameanträge — und es sind deren weit mehr als die angeführten — werden nicht nur in der Voraussicht, sondern sogar in der Hoffnung eingebracht, daß sie nicht Gesetz werden. Am besten ist es, wenn die Kammer sie annimmt und der Senat sie ablehnt. Denn dann trägt man in keiner Beziehung eine Verantwortung und kann obendrein seinen Wählern von dem „bösen Greisen" des Luxembourg erzählen, die alles Gute vereiteln.

Der erste deutsche Panzerkreuzer „Hansa".

⊙ Die Thatsache, daß dem am 12. d. M. auf der Werft des „Vulcans" bei Stettin vom Stapel gelaufenen Kreuzer II. Classe der Name „Hansa" beigelegt ist, bringt in Erinnerung, daß schon einmal ein Schiff, welches den Namen „Hansa" führte, der deutschen Marine angehörte. Der Versuch, ein Schiff mit dem Namen „Hansa" für die deutsche Flotte zu gewinnen, wurde allerdings schon vor 50 Jahren gemacht, als eine Anzahl schwachgebauter Handelsschiffe in der „deutschen Reichsflotte" vereinigt werden sollten. Aber der in New York gekaufte Dampfer „Hansa" wurde als Kriegscontrebande zurückgehalten. Als nun das neue deutsche Reich erstanden war, da lebte in dem ersten größeren Schiffe, welches vom Stapel lief, der ruhmreiche Name wieder auf; der nach sechsjähriger Bauzeit 1872 auf der Danziger Marinewerft zu Wasser gelassenen Panzercorvette wurde der Name „Hansa" gegeben. Das stattliche, 3620 Tonnen große Schiff, ein richtiger Panzerkreuzer damaliger Zeit, war nach den Plänen des englischen Schiffsbaumeisters Reed erbaut worden. Als erstes für den überseeischen Dienst bestimmte deutsche Panzerschiff erfüllte es 1879 aufs Beste die Aufgabe, während des chilenisch-peruanischen Krieges die deutschen Reichsangehörigen in jenen Ländern vor den Ausschreitungen der Kriegführenden zu schützen. Gleichzeitig mit der „Hansa", die der Capitain zur See Heusner führte, war die Glattdeckscorvette „Freya" an die südamerikanische Westküste geschickt worden. Beide Schiffe erzwangen die Herausgabe des widerrechtlich mit Beschlag belegten deutschen Dampfers „Luxor". Der Commandant der „Hansa" rettete außerdem durch sein ebenso thatkräftiges wie geschicktes Auftreten den Hafenplatz Callao, wo viele deutsche Interessen auf dem Spiele standen, vor der Beschießung durch die chilenische Flotte. Um das Consulat und andere deutsche Besitzungen vor der Zerstörungswuth der peruanischen Freischärler zu schützen, wurden damals wiederholt Mannschaften von dem Schiff nach Callao und Lima geschickt. Die zweijährige Reise nach Ost- und Westamerika vom Herbst 1878 bis dahin 1880, ist die einzige Auslandsreise dieses Schiffes geblieben. Im langen Friedensdienst als Wachtschiff des Kriegshafens von Kiel ist die „Hansa" dann allmählich aufgebraucht worden. An der Grundsteinlegung zum Kaiser-Wilhelmcanal am 3. Juni 1887 konnte sie noch theilnehmen; im folgenden Jahre wurde sie indessen ausrangirt. Jetzt dient die alte „Hansa" seit ihrem Umbau im Jahre 1892 als Casernenschiff für Mannschaften der I. Torpedoabtheilung in Kiel.

Deutsches Reich.

§ **Berlin**, 14. März. Von geschätzter Seite wird uns geschrieben: Die Wahl des Festortes für die Deutschen Nationalfeste zwischen Kyffhäuser, Goslar und dem Niederwald (Rüdesheim) ist so weit vorbereitet, daß nach jetzt erfolgtem Abschluß der mannigfachsten Vorverhandlungen nunmehr in die eigentlichen Verhandlungen mit den Vertretern der einzelnen Vorschläge eingetreten werden kann. Nachdem das Fürstlich Rudolstädtische Ministerium aber die Hergabe des Panzenthals am Kyffhäuser abgelehnt hat, ist dies Project unausführbar, und muß, weil ihm hiermit die Grundlage genommen ist, zum schmerzlichen Bedauern seiner begeisterten Freunde und insbesondere auch vieler opferbereiter Gemeinden und weiter Bevölkerungskreise Thüringens aus der engeren Wahl ausscheiden, wenn nicht bald eine Wandlung in den maßgebenden Kreisen eintritt. Es verbleiben somit jetzt nur noch Goslar und Rüdesheim-Niederwald. Wie wir hören, wird der Vorsitzende des Reichsausschusses für Deutsche Nationalfeste, Abgeordneter von Schenckendorff, in Begleitung einiger dem Ausschuß angehörenden Techniker in Kürze die gemachten Angebote an Ort und Stelle prüfen, und hierbei zugleich über eine Reihe von Puncten, die bei einer so wichtigen Entscheidung erst klar zu stellen bleiben, in Berathung treten. Nach Lage der Dinge ist es wahrscheinlich, daß die weiteren Verhandlungen in beiden in Vorschlag stehenden Orten zu einem befriedigenden Abschluß gelangen werden, so daß dem Vorstand des Reichsausschusses, der die Wahl zu treffen hat, demnächst ein spruchreifes Material wird vorgelegt werden können. Daß bei der großen Verantwortung, die hier obwaltet, und bei der Nothwendigkeit, insbesondere auch mit der Gemeinde des Festortes, eine weitgehende, ja volle Verständigung herbeizuführen, diese Arbeiten ebenso schwierig wie zeitraubend sind, liegt auf der Hand. Doch wird, wenn die Erwartungen in beiden Orten, die jetzt als völlig gleichwerthige Bewerber einander gegenüberstehen, den gewünschten Verlauf nehmen, die Berufung des Vorstandes, wenn nicht früher, so doch im Laufe des Monats April erfolgen können. Zur Information der weiteren Kreise über die Ziele und den Stand der Nationalfestfrage erscheint in den nächsten Tagen von dem ersten Geschäftsführer des Reichsausschusses, Hofrath Dr. Reiß in München, bei R. Oldenbourg-München ein Schriftchen, „Deutsches Nationalfest-Auskunftsbüchlein für Jedermann, der sich darüber unterrichten will".

C. H. **Berlin**, 14. März. Auch der Deutsche Kriegerbund (Vorsitzender General v. Spitz) hatte dem Finanzminister v. Miquel zu seinem 70. Geburtstag gratulirt; er erhielt darauf folgendes Schreiben:

Berlin, 6. März.

Dem Hochverehrlichen Vorstande des Deutschen Kriegerbundes für den freundlichen Glückwunsch zu meinem 70. Geburtstag meinen aufrichtigsten Dank zu sagen, ist mir ein Herzensbedürfniß, welchem ich leider aus Mangel an Zeit erst heut genügen kann. Wenn es auch mir nicht vergönnt war, mit den Waffen für das Vaterland zu streiten, so fühle ich mich doch mit dem Deutschen Kriegerbunde in den Gefühlen der Liebe zum Vaterlande und der unauslöschlichen Treue zu Kaiser und Reich innig verbunden und bin seit 50 Jahren bemüht gewesen, soweit meine schwachen Kräfte reichten, für die Wiederaufrichtung unseres deutschen Reiches, seinen starken Neubau und die Herstellung fester, unerschütterlicher Grundlagen des deutschen Staates zu wirken und den Geist der Königstreue und den Sinn für gesetzliche Ordnung zu kräftigen. Um so werthvoller ist mir der Gruß von deutschen Patrioten, welche ihr Höchstes eingesetzt haben für des Vaterlandes Freiheit und Selbstständigkeit, gewesen, und ich kann nur schließen mit den besten Wünschen für das weitere Gedeihen des Kriegerbundes und das feste Zusammenstehen seiner Mitglieder in Königstreue und Vaterlandsliebe."

Feuilleton.

Um die Erde.

Reisebriefe von Paul Lindenberg.

Nachdruck verboten.

XXII.

Abfahrt von Bangkok. — Gute Unterkunft. — Ueberraschung. — Bei den französischen Patres. — Sonntagsstimmung. — An der Küste von Cochinchina. — Sturm! — Schlimme Tage. — Ankunft in Hongkong.

An Bord des „Montgut", 15. Januar.

Solch' eine Fahrt lob' ich mir! Wie man zwar nicht den Tag vor dem Abend preisen soll, so noch viel weniger eine Seefahrt vor ihrem Ende, aber diesem Gefühl der größten Behaglichkeit und höchsten Zufriedenheit muß ich doch Ausdruck geben! Ehe es vielleicht zu spät wird und man still in seinem Kämmerlein liegt, mit allerhand nicht gerade frommen Wünschen für Vater Neptun, der sein Scepter in der Chinesischen Südsee, die wir, sobald wir um Cap Camao herumgedampft sind, noch heute Abend erreichen, höchst ungeberdig schwingen soll!

Am frühen Nachmittage des 12. Januar gingen wir in Bangkok an Bord des „Montgut", eines etwa eilfhundert Tons zählenden kleinen englischen Dampfers, der uns nach Hongkong bringen soll, und der seinen Namen nach dem Vater des jetzigen Königs von Siam führt. Es ist ein älteres Schiff, das schon manchen Sturm erlebt und glücklich überstanden, das letzte Mal langte es, von Saigon kommend, mit brennender Ladung in Bangkok an, und es war keine leichte Mühe für den Capitain und die Officiere gewesen, die im Zwischendeck befindlichen sechshundert Chinesen während der acht Tage in Ordnung zu halten. Sobald sich diese Zopfträger in gewaltiger Mehrzahl befinden, werden sie leicht übermüthig und anmaßend, und die Gewehre, die über unseren Cabinenbetten hingen, sind nicht blos zur Zierde dort befestigt.

Mein Begleiter und ich sind die einzigen Passagiere an Bord und zudem unserem Capitain, E. Mr. Bilkan, warm empfohlen; aber es hätte wohl kaum bedurft, um von seiner und seiner Gattin Seite die liebenswürdigste Aufnahme zu finden. Ein Capitains-Ehepaar, wie man es sich auf allen Meeren wohl erst mühsam suchen muß; er, ein Schotte, mit aufrichtigen Interessen für Wissenschaft und Literatur, in seinen Mußestunden trefflich die Mandoline und Geige spielend und ein schottisch Lied dazu singend, sie, eine Amerikanerin, eine tüchtige Malerin, dabei jung, hübsch, zierlich, elegant gekleidet, und doch umsichtig auf Ordnung und Reinlichkeit sehend, und die chinesischen „Boys", die kochen und bedienen, tüchtig im Zuge haltend.

Zu den gemeinsamen Mahlzeiten, die wir zu Vieren einnehmen, und die ebenso reichhaltig wie gut sind, dient eine kleine Cajüte, sieben Meter vielleicht im Quadrat und kaum über drei Meter hoch, aber wie wohnlich ist sie ausgestattet, mit verschiedenen Bildern von der Hand unserer kunstfertigen Capitainin an den hellgrün lackirten Wänden, mit Vorhängen an den Thüren, mit vielen Erinnerungssachen auf dem Geschirrschrank, mit Blumentischchen und Spiegeln. Ueberall, auch an der blendend-weißen Wäsche, dem Tischzeug, dem schönen chinesischen Geschirr, merkt man die Hand einer sorgsamen Hausfrau, die dabei Alles im Fluge zu erledigen scheint und stets Zeit zu einem Plauderstündchen hat, und wie hübsch kann Frau Isabel plaudern, wie eine echte Pariserin.

Kein Wunder, wenn man sich hier wohlig fühlt, zumal — vorläufig noch — das Meer ruhig ist wie eine Landsee, und der Himmel uns, besonders Morgens und Abends, die zauberhaftesten Farbenspiele bescheert, Abends aber noch das Meer um unser Schiff herum glühend aufleuchtet, als ob die Wogen Millionen von Diamanten enthielten!

Die Fahrt ging zunächst den Menam hinunter, und nochmals konnte man all die herrlichen Landschaftsbilder seiner Ufer auf sich einwirken lassen, dann an der gefürchteten „Barre" gingen wir vor Anker, da das Wasser noch nicht tief genug war, um uns hinaus zu lassen, erst am nächsten Morgen dampften wir in See, gefolgt von Tausenden von Möven, welche die durch unser Kielwasser emporgescheuchten Fische als ihre Beute erkoren. Nach vier Stunden aber rasselten die Anker von Neuem nieder, in einer weiten Bucht, im Hintergrunde des flachen, palmenbewachsenen Strandes sich dicht bewaldete Berge erhebend, die voll von Tigern sein sollen, während eine nahe Insel zahllosen Affenheerden als Lieblingsaufenthalt dient. Wir mußten hier bis zum nächsten Morgen liegen bleiben, da unser Schiff, das hauptsächlich Frachtzwecken dient, noch eine größere Ladung Reis empfing; zwei Leichter erwarteten uns denn auch schon und kamen sofort zur Seite.

Mit dem Capitain fuhren wir alsbald in einem Segelboot an Land. Angkin nennt sich der Platz, und in dem nahen kleinen Ort, der wegen seiner handgewebten Seidensachen in Bangkok einen guten Klang hat, wollten wir Verschiedenerlei einkaufen. Der Strand, auf dessen weißem Sand unser Kahn knirschend auflief, war bedeckt mit großen und kleinen Muscheln aller Art, aber kaum zwanzig Schritte weiter dehnte sich die Dschungel-Wildniß aus, durch welche sich schmale Pfade zogen. Wir schlugen einen derselben ein, um schon nach Kurzem überrascht stehen zu bleiben — das war ja wie im Schneewittchen-Märchen: unter weitkronigen Tamarindenbäumen und schlanken Palmen standen zwei aus Palmblättergeflecht errichtete, nach der Meerseite zu offene Hütten, in der einen drei Ruhesitze, in der anderen ein weißgedeckter Tisch mit drei Couverts, mit Weinflaschen, Gläsern, Früchten, Weißbrod und selbst — Zeitungen. Wir waren noch in hellem Erstaunen, als drei schwarze Gestalten auftauchten, drei Patres von der französischen Mission, die uns auf das Herzlichste willkommen hießen; wir mußten Platz nehmen und mit frühstücken, alles Dagegenreden war umsonst, nu, und das Frühstück mit Suppe, Hasenklein und gebratenen Tauben, dazu Chablis und Bordeaux und zum Schluß ein Gläschen feurigen französischen Südweines, war brillant. Während des Essens erschienen drei siamesische Jäger und brachten den frommen Herren ihre Beute: Reiher, Fischadler, Papageien und bunte Tauben mit schillernbstem Gefieder, Falken ꝛc., die uns sogleich überlassen wurden.

Während wir uns bei den von einem der Missionare bereiteten Kaffee munden ließen und den Cigarren duftige Wölkchen entlockten, da, horch! die Klänge eines vollen europäischen Orchesters! Das war ja mehr wie märchenhaft, hier, in dieser einsamen Waldniß! Die Patres lächelten vergnügt, der dem Range nach erste von ihnen stand auf und wir folgten ihm, und auf einer kleinen Lichtung im Schatten hoher Palmen und Mangobäume fanden wir die Capelle, aus dreiundzwanzig Knaben — Siamesen, Chinesen, Malayen, Halbblut — bestehend; alle Instrumente, von der Pauke bis zum Cimbal und Tambourin, waren vertreten, die Knaben spielten sehr genau, und zumal der Pistonbläser war vortrefflich. Welche Mühe und Geduld mußten erforderlich gewesen sein, um ein solches Ergebniß zu zeitigen! Wir hörten zunächst Bläger's „Gruß an Frankreich", dann einen Marsch aus Benjau's „Jungfrau von Orléans" und als drittes Stück folgte eine Quadrille aus — „Frau-Frau". (!) Unterdessen waren Tische und Stühle gebracht worden, zugleich eine ganze Anzahl Flaschen kühlen Bieres, und wir ließen uns, mit dem Ausblick auf das blaue Meer, dieses Couvert wohl gefallen. Verschiedene der folgenden Stücke leitete der erste Pater selbst, in der Mitte der Schaar stehend und seinen Spazierstock schwingend, ein Bild, das natürlich unseren photographischen Apparaten nicht entging.

Nach einem Besuche des Dorfes, in welchem wir viele Frauen eifrig an den Webstühlen beschäftigt fanden, in schönen Mustern die siamesischen Panungs webend, und der interessanten alten Tempelanlagen wurde nochmals in der Missionarshütte Rast gemacht und ein Stündchen bei Bier und Cigarren verplaudert. Die geistlichen Herren unterrichten gegenwärtig etwa fünfzig verwaiste Kinder, und mit ihren Erfolgen sind sie recht zufrieden; die Kleinen, die wir bei ihrem im Freien eingenommenen Abendessen aufsuchten, machten einen sehr bescheidenen und guten Eindruck, sie waren sämmtlich bekleidet, wenn auch in etwas bunt zusammengewürfelter Art, denn manche der Mützen, der Höschen, der Jaquets mögen dereinst in Paris und anderen französischen Städten spazieren getragen worden sein.

Nach herzlicher Verabschiedung am Strande segelten wir zu unserem „Montgut" zurück, der beim ersten fahlen Schein am nächsten Morgen die Anker lichtete, den siamesischen Meerbusen durchkreuzend. Eine schöne, nur etwas sehr heiße Fahrt; tiefblau die Wogen und blau der Himmel, ruhig und sicher geht das Schiff seine Bahn, und wir begleiten seinen Lauf mit dem heißen Wunsche: „Ach, wenn es doch immer so bliebe . . .!"

16. Januar.

Sonntag und Sonntagsstimmung. Ringsum uns nur Wellen und Wellen; es ist wie an anderen Tagen, und doch erscheint Einem Alles in anderem, noch freundlicherem Licht. Man sieht, wie leicht man aus sich heraus die Welt fröhlicher und sonniger gestalten kann. Schäumend zertheilt unser Dampfer die Wogen, sie rauschen und brausen wie sonst, und doch glaubt man zuweilen aus ihren Tönen heraus das Klingen von entfernten Kirchenglocken zu vernehmen. . . .

Unsere schöne Capitainin, die heute in schwarzem Atlas erscheint, verspürt Sehnsucht nach einem Vormittags-Gottesdienst, aber ihr Sehnen bleibt vergeblich, so muß sie denn allein in der Bibel lesen. Auf dem Schiff geht Alles seinen gewohnten Lauf — doch halt! plötzlich stoppt die Maschine, das Schiff fährt langsamer, endlich steht es ganz. Im Maschinenraum wird gehämmert und gefeilt, eine Stelle am Kessel ist undicht geworden, und der Dampf strömte heraus; wie man sich doch plötzlich doppelt verlassen auf der unendlichen Wasserfläche vorkommt, noch viel nichtiger und unbedeutender als vorher, und wie viele thörichte „Wenns" und „Aber's" mit einem Male auftauchen! Nach einer halben Stunde schon ist der Schaden ausgebessert, neue Dampfwolken entströmen dem Schornstein, die Schraube dreht sich wieder, das Steuer tritt in scharfe Thätigkeit — hallohl es geht von Neuem vorwärts.

Aber eine Kälte ist — man wird fühlbar an den deutschen Winter erinnert. Und doch zeigt das Thermometer auf 18 Grad Reaumur. Wärmere Sachen werden hervorgeholt, und man umkreist fortwährend das Verdeck. Aber bald ist's damit zu Ende, Neptun schüttelt seinen Dreizack, dunkle Wolken überziehen den Himmel, eine düstere Färbung, die jedoch wechselnd

SLUB
Wir führen Wissen.